

dtv

»Noch heute, wenn ich durch den Wald gehe und das Laub unter meinen Schritten raschelt, denke ich an uns, wie wir dort lagen und uns liebten, das allererste Mal. An den Duft nach Erde und Holz und an den Spätsommerhimmel über uns, so strahlend und blau.«

Diese Zeilen liest die junge Journalistin Hannah in einem Brief ihrer Tante Eli. Eigentlich hatte Hannah das umbrische Steinhaus ihrer verstorbenen Tante bloß verkaufen wollen, doch nun – nach dem Fund der Briefe – will sie alles über Eli erfahren. Erste Nachforschungen ergeben, dass einer der Dorfbewohner, Matteo, mehr weiß. Alle nennen ihn nur den »Apfelsammler«, weil er leidenschaftlich alte Apfel- und Birnensorten züchtet. Obwohl ihre erste Begegnung alles andere als vielversprechend ist, will sie herausfinden, warum Eli und ihn eine besondere Freundschaft verbunden hat. Und so sucht auch Hannah seine Nähe ...

Anja Jonuleit wurde in Bonn geboren, lebte einige Jahre im Ausland und studierte Italienisch und Englisch. Sie arbeitete als Übersetzerin und Dolmetscherin, bis sie anfangs, Romane und Geschichten zu schreiben. Sie lebt mit ihrer Familie in der Nähe von Friedrichshafen.

Anja Jonuleit

Der Apfelsammler

Roman

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de

Von Anja Jonuleit
sind bei **dtv** außerdem erschienen:

Neunerlei (21326)
Herbstvergessene (21540)
Die fremde Tochter (21580)
Der andere Tod (21667)
Rabenfrauen (26104)
Novemberasche (40562)



Ungekürzte Ausgabe 2017

2. Auflage 2017

© 2014 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,

Stephanie Weischer unter Verwendung

von Fotos von Arcangel Images/Yolande de Kort

und mauritius images/Creativ Studio Heinemann

und eines Motivs von mauritius images/Bernard Jaubert

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Adobe Garamond 10,3/12,75'

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21679-1

Für meinen geliebten Vater
Peter Jonuleit
(1940–1987)

Das blaue Bild

Ich besitze ein Foto von San Lorenzo, aufgenommen an einem Abend, kurz bevor die Dunkelheit kam und man nicht mehr fotografieren konnte. Ich habe die Aufnahme von einem Hügel aus gemacht, mit dem Stativ und einer extrem langen Belichtungszeit. Ich weiß noch, wie lange ich dort wartete, auf einer Art grasbedecktem Vorsprung, bis endlich der Moment gekommen war. Und ohne mich loben zu wollen, muss ich sagen, dass sie mir gut gelungen ist. Alles ist in blaues Licht getaucht, die Scheunen, die Kapelle, der alte Pfarrgarten, das Wohnhaus aus grauem Stein. Und die Obstbäume.

Ich habe es im Frühjahr aufgenommen, bald nach meiner Ankunft in Castelnovo. Die Bäume blühen, ich glaube, es sind die Hauszweitschgen, *i susini*, wie du mit weicher Kadenz zu sagen pflegst; ihre Zweige sind wie von einem weißen Gespinnst umwoben. Der Zufahrtsweg leuchtet hell, fast weiß in der Abenddämmerung, von oben sieht er aus wie ein breites Band, das jemand in einem sorgfältigen Bogen ausgelegt hat. Das ganze Leben scheint dort blau zu sein, *blue*, wie der Engländer sagt, ein wenig traurig. Und das ist es ja auch, jetzt, wo sie fortgegangen ist. Aber vielleicht denke ich das auch nur, weil ich selbst gerade ein wenig traurig bin – über die verlorenen Jahre, die man uns gestohlen hat.

In dieser blauen Welt ist nur ein einziges Fenster erleuchtet. Das Fenster vom *Salotto*, dem Raum mit dem steinernen Kamin und dem wuchtigen Refektoriumstisch, auf dem sich die Unterlagen türmen: Bücher mit vergilbten Seiten, antiquarische Stiche, gefertigt mit einer Raffinesse und Präzision, die heute niemand mehr hinkommt.

Immer wenn ich das Bild anschau, denke ich, dass du dort saßst, an ebenjenem Tisch, zu ebenjenem Zeitpunkt, als ich mein

Stativ aufbaute und darauf wartete, dass das Licht die richtige Qualität bekäme. Ich sehe dich vor mir, mit gerunzelten Brauen, in der rechten Hand einen Apfel haltend, mit der Linken in einem alten Buch blätternd, im Lichtkegel des Lampenschirms aus honiggelbem Glas.

Und dann lächle ich still vor mich hin, ich kann gar nicht anders, auch wenn ich nicht weiß, wie du reagieren wirst, wenn ich bald zu dir gehen und dir nach langem Überlegen endlich diesen Brief geben werde. So viel Schreckliches ist geschehen, so vieles, das nie mehr gutzumachen ist.

Die Dämmerung fällt auf San Lorenzo und sie ist blau. Wenn die Obstbäume blühen im April, dann ist das Blau von einer Zartheit, die sich kaum beschreiben lässt. Dann leuchten die unzähligen Blüten in das Blau hinein und alles erinnert an Brüsseler Spitze oder an Meeresschaum.

Der Einödhof

Hannah

Schon immer bin ich gerne lange Strecken gefahren. Habe sogar mal darüber nachgedacht, den LKW-Führerschein zu machen, und finde es noch immer ziemlich lässig, so durch die Lande zu tuckern und alles an mir vorbeiziehen zu lassen: Bäume, Häuser, Gedanken. Ich beneide die Trucker um ihre Aussicht, vielleicht auch um das Alleinsein, aber am meisten um ihre Kojen, in die sie sich verziehen, wenn sie ihre Strecke runtergerissen haben. Ich weiß, ich weiß, ich habe ein falsches Bild vom Fernfahren, so ein verträumtes. Aber ist es nicht so, dass Träume irrational sind und es auch bleiben dürfen?

Als ich jedoch an diesem Tag in meinem guten alten VW-Bus hockte, war alles anders. Die Autostrada del Sole hatte überhaupt nichts Verträumtes und meine Gedanken waren alles andere als frei. Und wenn ich mir etwas hätte wünschen dürfen, dann wäre es gewesen, nirgends ankommen zu müssen. Schon gar nicht in Castelnovo, wo Eli vor drei Wochen gestorben war. Mein Kopf schien nur zwei Themen zur Auswahl zu haben: dass Eli tot war und meine Beziehung zu Martin auch.

Der Anruf war in dem Moment gekommen, als Martin mir eröffnet hatte, dass *die Susi* krank geworden sei. Das Handy hatte hartnäckig gebimmelt und ich hatte es wie ferngesteuert aus meiner Tasche gewühlt, um diesem verdammten Lloyd Cole und seinem *That boy* das Maul zu stopfen, wobei Martin schon wieder seinen genervten Gesichtsausdruck bekommen hatte. So guckte er auch immer, wenn ich ihn auf seine Scheidung ansprach. Das Bimmeln verstummte.

»Was soll denn das heißen?«, fragte ich.

»Ich kann jetzt nicht weg hier.«

»Aber unser Urlaub ist gebucht.«

»Jemand muss die Kinder ins Ferienlager fahren. Das musst du doch verstehen.«

Das Handy unternahm einen zweiten Versuch. Mechanisch drückte ich die Taste und hörte eine Frau »Pronto!« rufen. Ein Anruf aus Italien. Mein Blick klebte an Martins Gesicht, der genervter aussah denn je. Zerstreut fragte ich auf Italienisch nach, wer denn da überhaupt sprach.

»Hier ist Roberta Rossi aus Castelnuovo. Ich bin eine gute Bekannte Ihrer Tante ...«

Plötzlich pochte es in meinem Schädel und ich umkrampfte das Telefon fester. Im Augenwinkel sah ich, dass Martin eine ungeduldige Bewegung machte. Er konnte es nicht ausstehen, wenn ich bei unseren Treffen vergaß, das Handy auszuschalten.

»Ich ...«, hörte ich da die Frau sagen. »Ich muss Ihnen leider mitteilen, dass Ihre Tante ... dass Eli ...«

»Was ist mit ihr?«, rief ich und hörte selbst, wie schrill meine Stimme klang. »Hatte sie einen Unfall?« Sofort dachte ich an Elis rasanten Fahrstil. Ich hatte sie immer wieder beschworen, langsamer zu fahren. Vorsichtig und vorausschauend, so wie andere Sechzigjährige. Doch noch während ich vor meinem inneren Auge Eli am Steuer ihres blauen PT Cruiser Cabriolets sitzen sah, hörte ich die fremde Stimme sagen:

»Nein ... nein ... Kein Unfall. So wie es aussieht, hatte Eli wohl einen Gehirnschlag. Es tut mir so leid. Meine Mutter, Asunta, hat sie heute Morgen tot in ihrem Haus gefunden.«

Ich ließ das Handy sinken. Löste meinen Blick von Martins Gesicht, starrte durch die Frontscheibe auf die Schrottautos, die hinter dem Zaun, auf dem Gelände von Hottes Abwrackunternehmen, zu einem gigantischen Turm gestapelt waren.

Eli war tot.

Und ich saß hier, auf diesem Parkplatz, neben einem Mann, der nicht meiner war. Und es nie sein würde. Aus weiter Ferne hörte ich die Stimme aus dem Handy in meinem Schoß. Und dann drehte ich mich langsam zu Martin und sagte: »Das war's mit uns. Bestell der Susi einen schönen Gruß.«

Drei Wochen waren seitdem vergangen, und als mich das Navi jetzt in Città di Castello von der Autobahn lotste, kurbelte ich die Fenster herunter und atmete die unglaubliche Süße dieses italienischen Sommerabends ein. Die Sonne verschwand hinter den umbrischen Hügeln und meine Kehle wurde so eng, dass es wehtat. Eli war tot. Ich hatte sie nach Hause bringen lassen und in Mosisgreuth beerdigt, zwei Gräber neben meinen Eltern. Nie wieder würde ich ihr raues Lachen hören. Nie wieder würde sie mich in den Arm nehmen und »mein Mädle« zu mir sagen.

Es dämmerte, als ich die Nebenstraßen entlangkurvte, durch kleine Orte, vorüber an vereinzelt Bars, die schon die Neonbeleuchtung eingeschaltet hatten. Ich fühlte mich wie in Watte gepackt vor lauter Müdigkeit und hätte am liebsten angehalten und ein wenig gedöst. Aber das Navi zeigte mir, dass es nur noch ein paar Kilometer bis zu Elis Haus waren. Ich drehte die Musik voll auf, *Forest Fire* und *Charlotte Street*, so laut, dass die Töne auf dem Armaturenbrett vibrierten und ich sie unter meinen Fingern spürte.

Ich hatte solche Mühe, die Augen offen zu halten, dass ich das abgerockte Schild mit dem Ortsnamen *Castelnuovo* erst im letzten Moment entdeckte. Als ich den Blinker setzte und abbog, geschah es. Ich schnitt die Kurve und sah einen von diesen dreirädrigen Transportern auf mich zukommen, auf dessen Ladefläche dürre Stöcke hin- und herschwanken. Er hielt genau auf mich zu. Ich riss das Steuer herum, ein bärtiges Gesicht huschte an mir vorbei und im selben Moment ertönte ein lautes Hupen und Poltern. Ich trat auf die Bremse und kam direkt am Abhang zum Stehen. Reflexartig drehte ich mich um und sah gerade noch, wie der Wagen um die Kurve verschwand.

Elisabeth

Alles begann an einem Montag. Bei der Erinnerung daran muss ich fast laut auflachen: Dass sich mein Leben an einem Waschtage entschied. Und dass ich alles, was geschah, im Grunde Schwester Adalberta zu verdanken habe.

Ich heiße Elisabeth, denn ich kam am 17. November auf die Welt, an dem Tag, als meine Namensvetterin, die Heilige aus Thüringen, starb. Vielleicht sah meine Mutter das als Zeichen, vielleicht hielt sie mich ja auch für so etwas wie eine späte Reinkarnation. Jedenfalls glaubte sie an die Macht des Wortes, so viel ist sicher. Der Name sollte mir ein gottgefälliges Leben bescheren.

In jenem Frühsommer 1965 war ich sechzehn Jahre alt und bis heute weiß ich nicht, ob es ein Segen war oder ein Fluch, dass ich mit elf zu den Nonnen kam. Auf jeden Fall durfte ich bei ihnen lernen, und das war im Grunde das Wichtigste, wenn auch mein eigentlicher Traum das Gymnasium gewesen wäre.

Mein Vater war da ganz anderer Meinung gewesen. »Dir die Birn mit einem Haufen Gruscht füllen!«, war der Standardsatz, wenn die Rede auf das Thema »weiterführende Schule« kam. Für ihn lag meine Zukunft offen da: Ich würde die Volksschule zu Ende machen und so lange auf dem Hof arbeiten, bis sich einer erbarmte und mich zur Frau nahm. Doch dieses eine Mal hatte mich der Himmel gerettet.

Er kam zu uns in Gestalt unseres Pfarrers, an einem Samstagnachmittag. Hochaufgerichtet und mit wehenden Rockschößen kam er auf einem Damenrad angefahren, das bei jedem Herabtreten des Pedals ein schabendes Geräusch von sich gab. Ich weiß noch, wie der Vater die Mistgabel senkte und wie die Mutter aus dem Haus gelaufen kam und sich die Hände an der Schürze trocken wischte.

Gemeinsam sahen wir zu, wie der Pfarrer vom Rad stieg, ein wenig umständlich, und in ernstem, ja hochoffiziellm Ton sagte: »Ich muss mit euch über die Eli schwätzen.«

Später stand ich in der Diele, die Ohren gespitzt, und lauschte auf die Stimme des Pfarrers, die gedämpft durch die Stubentür drang: »Die Eli ist ein kluger Kopf. Und im Hafen gibt es jetzt eine neue Mädchenrealschule, das Sankt Elisabeth. Es wird von den Franziskanerinnen von Sießen geleitet, eine gute Schule ist das.«

Ich hielt den Atem an. Lange Zeit war nichts zu hören als das Ticken der Standuhr in der Diele. Schließlich murrte der Vater etwas Unverständliches und die Mutter fragte zaghaft: »Wie heißt die Schul, Sankt Elisabeth?« Als ein Stuhl über den Boden scharrte, machte ich mich davon, bevor der Vater mich beim Lauschen erwischte.

Meine Mutter war eine nachgiebige Frau, die unter der Tyrannei meines Vaters litt. Aber sie deutete Zeichen. Und das war vielleicht der einzige Bereich in ihrem Leben, in dem sie keine Kompromisse einging. So ließen wir in der Nacht niemals auch nur ein einziges Wäschestück auf dem Hof hängen, aus Angst, die Hex könnt hindurchfahren. Und wenn wir auf dem Weg ins Dorf auf die Schafsherde vom Eder Bauern stießen, so hieß es: »Schafe zur Linken, das Glück wird dir winken.« In jeder Walpurgisnacht streute sie geweihtes Salz auf die Türschwellen vor Haus und Stall, um uns und das Vieh vor Unheil zu schützen. Und so war der Name der Schule das Zeichen für sie.

Es amüsiert mich noch heute, dass mir allein diese Namensgleichheit den Weg zu einer besseren Schulbildung ebnete. Natürlich spielte es auch eine Rolle, dass sich ausgerechnet der Pfarrer für mich einsetzte, denn der Weg zu Gott führte für meine Mutter nun einmal ganz allein über ihn. Jedenfalls gelang es ihr, sich dieses eine Mal gegen meinen Vater durchzusetzen. Und so landete ich bei den Nonnen.

Überhaupt spielte Gott eine große Rolle in meiner Kindheit. Die Beichte, die Samstagabendmesse, die Nonnen. Der heilige

Antonius, zu dem wir beteten, wenn etwas verloren gegangen war. Das alles klingt heute – angesichts dessen, wie mein Leben verlief – geradezu bizarr. Noch grotesker war, dass mein Vater Franz hieß, benannt nach dem heiligen Franziskus. Ausgerechnet der Vater, der sein Vieh so schlecht behandelte wie kein anderer Landwirt in unserer Gegend, war nach dem Schutzpatron der Tiere benannt!

Unverständlich ist mir auch, dass es gerade der Handarbeitsunterricht war, der mir damals solche Mühe machte. Wenn Schwester Adalberta mich heute sehen könnte! Wie ich an meinen Decken sitze, Nacht für Nacht, und niemals müde werde, nach neuen Motiven und Zierstichen für meine Stickbilder zu suchen. Doch wenn ich, was selten geschieht, darüber nachdenke, wird mir klar, dass es nicht am Handarbeiten selbst lag, sondern an Schwester Adalberta, die mich nicht ausstehen konnte. Sie mochte ganz im Allgemeinen keine Bauernkinder und machte uns das Leben so schwer wie möglich. Viel später erzählte mir Sigrid, Adalberta habe während des Krieges mit ihrer Mutter und drei Geschwistern bei einem Bauern in einem Durchgangszimmer unterkriechen müssen.

An jenem Montag also war wieder einmal eine Naht nicht gerade genug geworden und Schwester Adalberta hatte mir schon zu Beginn der Stunde damit gedroht, mich so lange an der Nähmaschine sitzen zu lassen wie nötig, bis sie vollkommen zufrieden wäre. Doch je öfter ich die Naht wieder auftrennte und die Nadel über den Stoff schnurren ließ, desto krummer wurde das Ganze. Am Ende brach die Nadel, der Stoff war durchlöchert und der Reißverschluss ließ sich überhaupt nicht mehr öffnen. Mein Scheitern hatte allerdings weniger mit Talentfreiheit als mit dem Zugfahrplan zu tun. Unentwegt waren meine Augen zur Uhr gehuscht: noch fünfunddreißig Minuten bis zur Abfahrt des Zuges. Noch zwanzig Minuten. Und vorher musste ich ja noch zum Bahnhof kommen, was zwischen sieben und neun Minuten dauerte. Und wenn ich es nicht schaffte, käme ich zu spät, um das Vieh von der Weide in den Stall zu treiben. Dann würde das Melken zu spät beginnen, die Kühe würden aus dem Rhythmus

kommen und die Milch wäre nicht pünktlich in den Behältern, um abgeholt zu werden. Und daran, was dann geschehen würde, mochte ich lieber nicht denken.

Kleinlaut sagte ich also zu Schwester Adalberta: »Bitte, ich muss heim zum Melken.«

Aber sie zeigte nur schweigend auf die Nähmaschine und sagte knapp: »Nadel auswechseln und noch mal.«

Also blieb ich sitzen, mit rundem Rücken über den Reißverschluss gebeugt. Meine Finger waren noch schweißiger als gewöhnlich und meine Füße auf dem Pedal fanden einfach nicht in den Rhythmus. Außerdem hatte ich nie Gelegenheit zu üben, denn zu Hause gab es keine Nähmaschine. Zu Hause musste »was Gescheites« gemacht werden: Unkraut gezupft, gemolken, Äpfel und Birnen und Johannisbeeren gepflückt, eingekocht, die Speis geputzt, das Vieh auf die Weide getrieben und die Kuhfladen mit einem Wassereimer von der Straße gespült werden.

Ein paarmal versuchte ich noch, Adalberta vom Ernst meiner Lage zu überzeugen. Doch je mehr ich bettelte, desto frommer wurde ihr Tonfall und desto eiserner ihr Blick. Am Ende zwang sie mich, den Reißverschluss von Hand einzunähen.

Als ich endlich die Schultreppe hinunterrannte, war mir zum Heulen zumute. Ich weiß noch, dass die Leute mich ansahen und wie peinlich mir das war. Ich war kein Typ, der nah am Wasser gebaut hatte, dafür hatte der Gürtel des Vaters schon gesorgt. Noch zwei Minuten bis zur Abfahrt des Zuges, noch sieben Minuten bis zum Bahnhof. blieb nur die Himmelshoffnung, der Zug möge Verspätung haben, was hin und wieder vorkam.

Das Dorf, in dem ich wohnte, heißt Mosisgreuth und liegt in einer Gegend, die sogar Fuchs und Hase meiden. Jeden Morgen setzte ich mich auf das Fahrrad meiner Mutter und fuhr die rund fünf Kilometer bis zum nächsten Bahnhof. Dass ich ihr Rad benutzen durfte, war ein großes Privileg und wurde mir nur gewährt, damit ich schneller unterwegs wäre. So konnte ich morgens noch das Vieh auf die Weide treiben und mich auch abends früher wieder nützlich machen.

Natürlich hatte der Zug an jenem Tag keine Verspätung. Wie oft hatte ich in der Vergangenheit eine Ohrfeige für die Unzulänglichkeit der Bundesbahn kassiert.

Zu meiner Schwester war der Vater ganz anders. Ob das nun daran lag, dass sie ein Nachzügler war und ich vorab schon die Prügel für uns beide kassiert hatte, oder daran, dass sie mit ihren blonden Locken und blauen Augen so viel *herziger* war als ich? Ich weiß es nicht. Jedenfalls waren wir beide, die Sophie und ich, uns schon damals nicht besonders grün.

Sophie war neun Jahre jünger als ich und mit Ingrimm beobachtete ich, wie das »Schätzle« vom Vater verhätschelt und verwöhnt wurde. Als sie zwei Jahre alt war, schnitt er ihr eine Locke ab und legte sie in ein Kästchen. Einmal hätte er mich fast dabei erwischt, wie ich das Kästchen herausnahm, um die Haare auf dem Misthaufen zu verstreuen.

»Was machsch denn?«

»Ich wollt nur mal die Haare von der Sophie anschauen. Sie sind soo schön!«

Ich habe meiner Schwester Unrecht getan, so sehe ich das heute. Aber würde ich, wenn alles noch mal abliefе, anders handeln? Ich glaube nicht. Zu tief steckte ich in meinem Groll gegen den Vater. Zu sehr habe ich unter dem Gürtel gelitten. Und unter der Überzeugung, nichts wert zu sein.

Die Eli ist bockig wie ein Mistkäfer.

Die Eli ist ein fauler Strick.

Die Eli braucht eine harte Hand.

Der Mistkäfer jedenfalls stand noch eine Weile am leeren Gleis herum und dachte an die Prügel, die er nun wieder kassieren würde.

Langsam wandte ich mich vom Bahnsteig ab und setzte mich in Bewegung. Ich würde laufen müssen, so viel war klar. Und während meine Schritte von den Wänden der Unterführung widerhallten, dachte ich das erste Mal darüber nach, wie es wäre, einfach zurückzuschlagen. Ihm eine drüberzubraten, zum Beispiel mit dem Zaumzeug vom Braunen, um dann für immer zu verschwinden.

Ich lief die Friedrichstraße entlang aus der Stadt hinaus, und je schneller meine Schritte wurden, desto wütender wurden meine Gedanken. Als ich die letzten Häuser hinter mir ließ und das Licht langsam grauer wurde, hörte ich plötzlich jemanden rufen.

»Ehi! Signorina!«

Ich verstand nicht gleich, dass ich gemeint war. Erst als der Mann ein Stück vor mir am Straßenrand hielt und ausstieg, glaubte ich ihn zu erkennen. War das nicht einer der Italiener, die bei den Hansers in Oberreute als Zimmerherren wohnten? Er kam auf mich zu und mein Blick huschte zurück zu seinem Wagen, einem schiefergrauen Brezelkäfer mit Rostflecken. Er fragte etwas auf Italienisch, das ich nicht verstand, und sagte dann: »Wo du gehen?«, zeigte erst auf mich, dann auf den Käfer und deutete schließlich mit einer Geste ein Lenkrad an. Ich zögerte nur einen Augenblick, registrierte seinen Blaumann, die schwieligen Hände, die fast schwarzen Augen, hörte die Stimme meines Vaters, sein »Bleib weg von dene Kanake«, und stieg ein.

Im Auto versuchte er eine Art Unterhaltung in Gang zu bringen. Ich umklammerte meine Schultasche und antwortete einsilbig, denn mit einem Mal wurde mir Angst vor der eigenen Courage. Ich war mir nicht mehr sicher, ob es klug gewesen war, die Warnungen des Vaters in den Wind zu schlagen. Wir fuhren am Seewald entlang und plötzlich dachte ich, wie leicht es für ihn wäre, links abzubiegen und in den Wald hineinzufahren. Und so saß ich da, den Blick starr geradeaus gerichtet und mit hochgezogenen Schultern, bereit, jeden Moment aus dem fahrenden Auto zu springen.

Doch er bog nicht in den Wald ab und nach einer Weile entspannte ich mich. Er schien meine Besorgnis zu spüren und stellte mir in seinem holprigen Deutsch harmlose Fragen, die er mit den entsprechenden Gesten untermalte. Auch erzählte er ein bisschen von sich, dass er aus Civitavecchia stammte und bei der Zahnradfabrik in Friedrichshafen Schicht arbeitete. Erst als wir bei der Abzweigung zu unserem Gehöft ankamen, einem Einödhof etwas

außerhalb von Mosisgreuth, fiel mir ein, dass das Fahrrad ja fünf Kilometer weit entfernt am Langenargener Bahnhof stand. Also dirigierte ich ihn in die andere Richtung, was ihn einen Moment lang verwirrte. Als er vor dem kleinen sandfarbenen Bahnhofsgebäude anhielt, überlegte ich kurz, was wohl passieren würde, wenn jemand beobachtete, wie ich aus dem Wagen des Italieners stieg. Jemand, der meine Eltern kannte und nichts Besseres zu tun hätte, als eine Bemerkung fallen zu lassen, ganz nebenbei, beim Stammtisch im *Adler* oder wenn der Vater Dünger bei der WLZ kaufte.

Nervös blickte ich mich um, wandte mich dann aber wieder dem Mann zu und sagte das einzige italienische Wort, das ich kannte.

»Grazie.«

Ein Lächeln stieg in sein Gesicht und erst in diesem Moment bemerkte ich, wie weiß und ebenmäßig seine Zähne waren.

Wie gerade seine Nase.

Wie dunkel sein Blick.

»Io sono Giorgio«, sagte er und sah mir in die Augen.

»Und ich bin Elisabeth«, stammelte ich, »aber alle nennen mich Eli.«

»Lo so«, sagte er, das wisse er, und dann stieg ich aus und lief über die Straße.

Hannah

Kein schlechter Einstieg, dachte ich, nachdem ich um ein Haar frontal gegen den Transporter geprallt und den Abhang hinuntergestürzt wäre. Eine Ewigkeit blieb ich so hinter dem Steuer sitzen, äußerlich erstarrt, aber mit einem Herzschlag, der mir das Blut durch die Ohren pumpte, und zitternden Händen. Als ich irgendwann ausstieg und ein paar wackelige Schritte tat,